

Peter B. Schumann

Dissident in Kuba – Formen politischer und kultureller Opposition

Mein Kuba ist ja
hundert Prozent kubanisch,
und so lad' ich mit meinem kubanischen Geld
gern auch die Ausländer ein.
In allen Läden werd' ich kaufen
mit diesem meinem Geld.
Denn Kuba ist schön wie ein Spiegel,
wenn wir nur alles gleichmäßig teilen.
Morgen reservier' ich mir
einen Flug in den Süden,
um endlich Armut zu sehen.
Und kehr' dann wie ein Kubaner zurück,
in mein hundert Prozent kubanisches Land.
(zit. nach Hoffmann 1994: 153)

Das ironische Lied *Hundertprozentig kubanisch* hat seinem Sänger Pedro Luis Ferrer viel Ärger bereitet, dabei wollte er doch nur die Dollarisierung des Landes als besonders negative Erscheinungsform des Tourismus kritisieren. Er meint sogar, dass man diesen Song auch ganz wörtlich als eine Liebeserklärung verstehen kann. Die Gralshüter der reinen Parteilehre mochten jedoch solche Ambivalenz nicht gelten lassen, doch verbieten wollten sie das Lied auch nicht. Also sperrten sie seinen Urheber einfach von allen größeren öffentlichen Auftrittsmöglichkeiten aus. Es war nicht das erste Mal, denn Pedro Luis Ferrer war bei der Kulturbürokratie nie sehr beliebt, weil er nicht nur zur Unterhaltung aufspielen wollte, sondern – anders als Silvio Rodríguez und Pablo Milanés, die Vorsänger der Revolution – seine Texte mit Kritik würzte. Das hat ihn populär und bei den politischen Betonköpfen suspekt gemacht.

1986 nahmen sie ein paar missverständliche Äußerungen von ihm zum Anlass, um ihn aus dem Fernsehen und den großen Konzertsälen zu verbannen. Nur einige seiner musikalischen Ohrwürmer durften vom Radio oder von anderen Sängern verbreitet werden. Auch zahlte ihm das staatliche Musik-Institut, bei dem er – wie alle Musikschaaffenden – damals angestellt war, seinen Monatslohn weiter. Die Revolution ließ ihre ungebärdigen Kinder

nicht so schnell verkommen. Solche Restbestände humanitären Umgangs mit dissidenten Geistern wurden erst Mitte der 90er Jahre beseitigt, als die neue "ökonomische Effizienz" auch den Kulturapparat heimsuchte.

Seither gibt er "Hauskonzerte" in Innenhöfen, darf mitunter "im kleinen Kreis" von Kulturzentren und Museen oder in den Nebenräumen jener Theater singen, in denen er früher seine großen Auftritte hatte. Er kann seine Lieder sogar auf selbstgefertigten Kassetten verbreiten – das ist nicht legal, aber auch nicht verboten, andere Sänger machen es auch. Selbst eine Auslandstournee wird mitunter gestattet, doch sie ist für Veranstalter riskant, weil nie sicher ist, ob er rechtzeitig das Visum erhält – und das hängt von der politischen Konjunktur ab: Manchmal passt der kritische Barde ins übergeordnete Konzept, wenn Kuba sich nach außen mal wieder als liberales Land darstellen will.

Aber vereinnahmen lässt sich Pedro Luis Ferrer nicht. Er bringt es fertig, zwei Jahre lang zu schweigen, wenn er sich mit den Praktiken der offiziellen Politik nicht mehr identifizieren kann. Und er macht jedem klar, dass er nicht als Abweichler geboren wurde, wenn er in einem Interview sagt:

Die Staatsmacht ist nicht homogen, sondern repräsentiert verschiedene Tendenzen, von denen die einen demokratischer als die anderen sind. Die bürokratischen Tendenzen haben sehr viel Schaden angerichtet. Es gibt so etwas wie eine Industrie, die einen zum Dissidenten macht, die Leute dazu drängt, für sie ungewöhnliche Positionen einzunehmen. Ich selbst habe mich schon im Lager der Dissidenz wiedergefunden, obwohl ich mich nicht als Dissident bezeichnen würde. Ich bin aber auch kein "Koinzident". Ich bin ein Individuum, das an einem Prozess teilzunehmen versucht, den es auch notwendigerweise kritisiert. Die bürokratischen Tendenzen haben dem Land sehr geschadet, unnötige Feinde geschaffen, Verwirrung im Verständnis von Partei, Staat, Regierung, Fidel Castro gestiftet. Der kubanische Staat kann aber nicht auf der Grundlage überleben, dass er eine Ideologie zur alleingültigen erklärt. Das sind doch keine Staatsfeinde, die nicht wie Fidel Castro denken. Wer nicht Kommunist ist, ist doch nicht automatisch Antikommunist. Wer nicht Katholik ist, ist doch auch nicht anti-katholisch. Nicht Fidelist zu sein, heißt nicht Anti-Fidelist zu sein. Die Leute haben einfach andere Vorstellungen und sind nicht einverstanden damit, wie Fidel Castro das Land regiert.¹

Vielfältig sind die Formen des von der herrschenden Norm abweichenden Verhaltens in Kuba. Da gibt es das bewusste "Sich-Verweigern", das aber noch einen beschränkten Spielraum in der Öffentlichkeit erlaubt – wie das Beispiel Pedro Luis Ferrers und anderer Kulturschaffender zeigt. Eine

¹ Zuerst veröffentlicht als Rundfunkmanuskript (Schumann, 14.4.1998). Die Sendung bildet die Textgrundlage für diesen Beitrag. Ihr entstammen auch alle Zitate, sofern keine anderen Angaben gemacht werden.

oft geübte Praxis ist der schweigsame Rückzug in die innere Opposition, die sich nur unter erhöhtem Druck äußert und dann bis zum offenen Aufbegehren führen kann. Der Betroffene hat mit dem Verlust seines Arbeitsplatzes und mit gesellschaftlicher Marginalisierung zu rechnen, selbst dann, wenn er nur in einem Brief an staatliche Autoritäten seine Sorge über den Zustand des Landes mitteilt. Diesen Weg hat eine ganze Reihe von Intellektuellen, vor allem im Hochschulbereich, gewählt. Wer sich darüber hinaus zum organisierten, aber friedlichen Widerstand bekennt – wie die meisten Menschenrechtsgruppen –, hat härteste Konsequenzen zu erwarten: Er wird oft kriminalisiert, dem “Volkszorn” ausgeliefert und nicht selten ins Gefängnis gesteckt.

Das Regime versucht jede Form von Dissidenz im Keim zu ersticken, weil die Einheitspartei nur eine Wahrheit akzeptieren kann, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will, und weil sie fürchten muss, dass aus Widerspruch leicht Widerstand entsteht. Die Praktiken, die sie dabei anwendet, haben viele kritische Köpfe erst zu Dissidenten werden lassen, vor allem dann, wenn sie die Maschinerie des Staatssicherheitsapparats in Gang setzt. Pedro Luis Ferrer nennt das ironisch “eine Industrie”, die Dissidenten fabriziert.

Rolando Sánchez Mejías

Toter Punkt

Die Bedeutung des Selbstmords liegt nicht in der schönen Kurve der Hand nahe der Schläfe.

Auch nicht in der Moral oder in der Weisheit, die er in sich bergen mag, der Unterlebende ist allein.

Der Selbstmord ist der tote Punkt.

Die vom leeren Spiegel geschlagene Einsamkeit.

Der Zeiger einer Eisuhr.

Der Vogel mit der kalten Bewegung in der kalten Luft. [...]

Es langweilt auf Dauer, den aus Widerwillen gegen die Leere gestürzten Augenblick zu verkünden (Herz, das nicht beherzt genug ist, Glockenschlag des abwesenden Herzens zu sein).

Weil der Faden um den Hals geschlungen lag.

Und wegen der Tücke der Schnur.

Ort, von dem ich zurückkehren würde, um euch zu sagen, dass keine Gefahr bestand.

Dass auch kein gelobtes Land da war und keine gelobte Zeit.

Es ist einfach.

Wie die Tücke der Schnur, einfach, um den Hals herum, der sich feierlich trägt.

Danach die seitliche Wunde, als hätte der Hals die Bedeutung einer großen Brust.

Denn auch das Leben ist groß und lässt uns an der genauen Grenze anlangen.

Dort, wo wir halt machen und nicht todesirre werden.

Wo ein Ufer im anderen Ufer endet.

Ohne Kampf, ohne Verluste, ohne Fragen von euch noch Antworten von uns.
 Wo der Klang eines Gongs mit dem Klang eines anderen Gongs verschmilzt.
 (Brovot/Schumann 1995: 19)

Bereits Mitte der 60er Jahre hat die Revolution damit begonnen, ihre Reihen zu schließen, die ideologischen Widersprüche durch Sanktionen zu beseitigen. Zuerst gerieten die Homosexuellen in die Schusslinie, denn sie passten den Eiferern nicht in ihr Weltbild vom klinisch reinen “Neuen Menschen”. Also mussten sie aus dem Erscheinungsbild verschwinden. In einer brutalen Kampagne wurden fast alle aus den staatlichen Institutionen entfernt und in Arbeitslager gesteckt, in sog. UMAP, “Militärische Einheiten zur Unterstützung der Produktion”. Unter ihnen befanden sich viele namhafte Schriftsteller und Künstler. Kaum war dieser Ausbruch machistischen Wahns zu Ende, wurde der Hochschulbereich ideologisch gesäubert, z.B. von Elizardo Sánchez Santa Cruz, damals Professor für marxistische Philosophie, heute einer der einflussreichsten Dissidenten.

“In der zweiten Hälfte der 60er Jahre – das Projekt Castros dauerte gerade sechs oder sieben Jahre –, begann sich eine Bewegung von Dissidenten der demokratischen Linken an der Universität von Havanna zu manifestieren, zu der auch ich gehörte” – erinnert sich Sánchez.

Aber wir wurden sehr rasch erledigt. Dutzende wurden von den Hochschulen, auch von der Parteihochschule und aus dem Parteiorgan *Granma* entfernt. Eine ganze Reihe von unorthodoxen linken Intellektuellen wurde verfolgt, einige von uns kamen ins Gefängnis, andere wurden in die Produktion geschickt [...]. Die Regierung hat uns alle unterdrückt, und so war die sozialistische Oppositionsbewegung viele Jahre, Jahrzehnte lang zum Schweigen verurteilt.

Zunächst war sie als Opposition gar nicht erkennbar, aber die noch verstreute Kritik von links an der einzig gültigen Doktrin schien die geschlossenen Reihen der Revolution aufzuweichen und musste deshalb radikal eliminiert werden. Viele der Opponenten wurden Dissidenten und manche von ihnen formierten sich ein Jahrzehnt später zusammen mit Elizardo Sánchez zur *Corriente Socialista Democrática Cubana*, der Sozialdemokratischen Bewegung Kubas, einer der Keimzellen der späteren Menschenrechtsorganisation.

Heberto Padilla

Poetik

Die Wahrheit sagen,
 wenigstens deine Wahrheit,
 und dann
 auf alles gefasst sein:

dass man dir die geliebte Seite ausreißt,
dass man mit Steinwürfen deine Tür zertrümmert,
dass die Leute sich versammeln vor deinem Körper
wie vor einem Wunder,
wie vor einer Leiche.

(Padilla 1971: 25)

1970/71 kam der spektakulärste Fall geistiger Unterdrückung hinzu, der Kuba viele Sympathien in der Weltöffentlichkeit kostete und die internationale Linke in Befürworter und Gegner des Fidelismus spaltete: der Fall Heberto Padilla. Eine Jury des Schriftsteller- und Künstlerverbands UNEAC hatte seinen Gedichtband *Außerhalb des Spiels* mit dem Lyrikpreis ausgezeichnet. Diese Entscheidung wollte jedoch der linienbewusste Vorstand nicht so einfach akzeptieren, denn seiner Überzeugung gemäß enthielt das prämierte Buch „ideologische Elemente, die dem Denken der Revolution deutlich entgegengesetzt“ waren und „den Selbstausschluss des Autors aus dem kubanischen Leben“ ausdrücken (Padilla 1971: 129). Der Band durfte zwar erscheinen, denn noch übte man sich in Demokratie, aber es war das letzte, das Padilla in Kuba publizieren konnte: Er galt als Störfaktor, obwohl er sich selbst eher als Bohemien sah, der sich nicht so einfach einordnen wollte. Im Ausland wurde er rasch zur Galionsfigur intellektuellen Widerstands stilisiert und in Kuba schließlich wegen angeblicher konspirativer Kontakte als „Konterrevolutionär“ verhaftet.

Das geschah im März 1971, und das sog. *quinquenio gris*, das „graue Jahrfünft“ – wie die Zeit schlimmster Verfolgungen später euphemistisch hieß –, hatte begonnen. Erst auf internationalen Druck und nach einer jener obskuren „Selbstkritiken“ wurde Heberto Padilla wieder freigelassen. „Diese Jahre waren äußerst schwierig“ – so hat er später resümiert.

Ich habe zu Hause als Übersetzer gearbeitet, habe die schlechtesten bulgarischen Autoren übersetzen müssen, aber auch romantische englische Poesie von William Blake bis Lord Byron für eine hübsche zweisprachige Anthologie, die die Universität 1978 herausbrachte. Man wollte mir einen Gefallen tun. Aber ich wollte weg, ich konnte nicht mehr. Ich habe mich beobachtet und verfolgt gefühlt. Irgendwann ließen sie mich dann gehen: Über Kanada bin ich in die USA gereist. Ich ging, als ich konnte, denn ich wusste, dass es nach dem Gefängnis keine wirkliche soziale Wiedereingliederung in einem kommunistischen Land gibt.

Padilla war nie ein Parteigänger der Revolution wie ein anderer berühmter Schriftsteller des Landes, der Romancier Jesús Díaz. Sein Leben und Werk waren lange Zeit geprägt von der Vision, in Kuba eine politische Alternative und dabei einen „neuen Menschen“ zu schaffen. Trotz vieler Ent-

behungen und fortgesetzter Enttäuschungen, trotz massiver Eingriffe in sein Werk hat er sich von der Überzeugung nicht abbringen lassen, dass die Verwirklichung seiner Utopie die einzige lebenswerte Gesellschaftsform für Kuba hervorbringen würde. Er hat dafür gekämpft: in der Miliz und auf dem Zuckerrohrfeld, als Studentenfürer und Parteisekretär, als Fabrikdirektor und als Filmregisseur. In seinen frühen Erzählungen hat er den stürmischen Umbruch beschrieben und in seinen späteren Romanen präziser als andere darüber nachgedacht, wieso die große Idee von der Umgestaltung des Landes in einem kleinlichen Dogma erstarrte.

Der erste Bruch mit dem System geschah nach der Phase seines entschiedensten Einsatzes für die Revolution. An der gigantischen Erntekampagne von 1969/70 hatte er sich als *machetero*, als Zuckerrohrschneider, beteiligt, war danach zum Parteisekretär der Provinz ernannt worden und musste schließlich sogar das größte Zuckerkombinat der Insel leiten. Nach dem Scheitern der Zuckerernte, für die das gesamte Land monatelang mobilisiert worden war, kehrte Jesús Díaz desillusioniert an die Universität von Havanna zurück. Er wollte wieder als Philosophie-Dozent lehren und zusammen mit Kollegen *Pensamiento Crítico* herausgeben, die für ihr unorthodoxes Denken berühmte Zeitschrift.

Das war 1971: Der "Fall Padilla" machte gerade Schlagzeilen, und die Hetzjagd gegen jede Form ideologischer Abweichung hatte eingesetzt. "Da begann eine neue Geschichte für mich" – so Jesús Díaz.

Pensamiento Crítico stellte das Erscheinen ein, man entzog der Zeitschrift die Möglichkeiten ihrer Herstellung, was einem Verbot gleichkam. Und die Philosophische Abteilung, deren Publikationsorgan *Pensamiento Crítico* war, wurde aufgelöst, denn hier lehrte ja die Gruppe von Leuten, deren undogmatisches Denken Anstoß erregte. Das Gebäude unserer Abteilung wurde sogar abgerissen mit der Begründung, man wolle auf der angrenzenden Freifläche einen großen Neubau errichten, und da störe unser Teil. Er wurde bis heute nicht gebaut [...]. Ich hätte zwar wie andere Kollegen an der Universität in einer untergeordneten Funktion bleiben können, aber die Kräfte, die dort inzwischen herrschten, waren uns feindlich gesinnt, und deshalb entschied ich mich für das Filminstitut ICAIC.

Hier hat Jesús Díaz endlich wieder Zeit, seiner literarischen Neigung nachzugehen. Die erste Fassung des Romans *Die Initialen der Erde* entstand, doch der Staatsverlag lehnte sie ebenso ab wie die anderen, die folgten. Ein Jahrzehnt lang dauerte das Spiel, das praktisch ein fortgesetztes Verbot war. Díaz verfasste inzwischen mehrere Drehbücher und begann als Regisseur – auch nicht ohne Schwierigkeiten – Dokumentar- und Spielfilme zu drehen.

1986 – in einer Phase kulturpolitischer Entspannung – erschien endlich sein erster Roman: eine selbstkritische Aufarbeitung der revolutionären Begeisterung in den 60er Jahren, in der er z.B. über die Hauptperson schreibt:

Er war so gewieft, dass es ihm gelungen war, den Übergang von der Vorsicht zum Opportunismus unsichtbar zu machen, indem er sich mit erstaunlicher Beweglichkeit zwischen beidem hin- und herbewegte, ohne Spuren zu hinterlassen. Aber es gab zumindest eine Person auf der Welt, die er nicht betrügen konnte, und die trug er in sich. Er begann im Zimmer auf und ab zu gehen, wenn er Mut hätte, könnte er es wagen, den Zusammenhang zwischen dem schlechten Funktionieren des Zentrums und dem bürokratischen, extrem zentralistischen, von der Basis losgelösten Arbeitsstil des Direktors aufzudecken. Er kannte diesen Stil sehr gut, es war auch seiner gewesen, als er noch Studentenführer in der Hochschule für Architektur war (Díaz 1990: 388).

Unter dem Einfluss der Perestrojka in der Sowjetunion und in der Hoffnung auf eine ähnliche Entwicklung in Kuba äußerte sich Jesús Díaz zunehmend distanzierter zu den Verhältnissen auf der Insel. Der Fall Ochoa führte 1989 zum endgültigen Bruch: Der verdienstvolle und allgemein hoch angesehene General war wegen angeblicher Verbindungen zur kolumbianischen Drogenmafia angeklagt und in dem größten Schauprozess, den Kuba je erlebte, zum Tode verurteilt worden. Die Hinrichtung war selbst innerhalb der Partei umstritten.² 1991 nützte Díaz deshalb ein Stipendium des Berliner Künstlerprogramms des Deutschen Akademischen Austauschdienstes, um Havanna zu verlassen und sich auch öffentlich mit dem Regime auseinander zu setzen:

Castros furchtbare Parole “Sozialismus oder Tod” enthüllt sich in ihrer ganzen ruchlosen Demagogie, wenn klar ist, dass es in Kuba gar keinen Sozialismus gibt, sondern eine Staatswirtschaft hoffnungsloser Ineffizienz sowie zwei Arten von Marktwirtschaft: eine für die ausländischen Investitionen und eine andere für den Schwarzmarkt, auf dem die Kubaner ums Überleben kämpfen. Während dessen ruft die Presse die Bevölkerung dazu auf, Blätter, Blumen und Samen zu essen. Die wirtschaftliche und soziale Ordnung, zu deren Verteidigung die Verfassung auffordert, ist in ihren Fundamenten zerbröckelt; was Castro mit Blut und Feuer zu bewahren versucht, ist nichts anderes als die politische Ordnung – das heißt, seine persönliche Macht.

² Der Schauprozess ist in dem semidokumentarischen Spielfilm *Ochoa* von Orlando Leal rekonstruiert worden.

Carlos Varela

Guillermo Tell

Wilhelm Tell

verstand seinen Sohn nicht,
als der eines Tages genug hatte
vom Apfel auf dem Kopf
und sich davonmachte.

Der Vater verwünschte ihn,
denn wie sollte er fortan
sein Geschick beweisen?

Wilhelm Tell,

dein Sohn ist herangewachsen,
er will nun den Pfeil schießen.

Es ist jetzt an ihm, Mut zu beweisen
und deine Armbrust zu gebrauchen.

Wilhelm Tell

wollte dies nicht in den Kopf,
denn wer würde sich schon
einem solchen riskanten Schusse aussetzen?

Und er erschrak, als der Junge sagte:
Jetzt ist es am Vater, sich den Apfel
auf den Kopf zu setzen. [...]

(zit. nach Hoffmann 2000: 169)³

Carlos Varela reißt auch heute noch die kubanischen Jugendlichen mit diesem Lied vom uneinsichtigen Übervater zu Begeisterungstürmen hin, denn sie haben sofort durchschaut, dass die Schweizer Legende einer legendären Gestalt ihrer eigenen Kultur gilt. Den Sänger hat das Lied bei der Bevölkerung populär, aber bei den Kulturbürokraten wenig beliebt gemacht. Sie haben auch ihn in den 80er Jahren eine Zeitlang kaltgestellt, bis der einflussreiche Pablo Milanés ihn zu Auftritten bei seinen Konzerten einlud. Seither ist der Bann gebrochen. Das System hat Carlos Varelás kritische Songs dulden gelernt – und niemals Platten von ihm ediert. Die kamen im Ausland heraus und als kopierfähige Musikkassetten nach Kuba zurück. Er hat inzwischen eine eigene Band und darf mit ihr ins Ausland reisen. Er ist Devisenbringer geworden und versteht es, die Grenzen der Toleranz zu respektieren, denn er will nicht als Dissident verstummen.

Was kann aber ein Künstler machen, den das System an den Rand drängt, indem es seine Werke verbietet? Er kann sich bewusst und etwas außerhalb der Legalität an diesem Rand ansiedeln und sehen, wie die Staats-

³ Dieses Buch enthält nicht nur einen geschichtlichen Abriss und eine Darstellung von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft, sondern auch ein ausführliches Kapitel über die kulturelle Entwicklung, besonders über das gespannte Verhältnis von Künstler und Staat.

organe darauf reagieren. Sandra Ceballos und Ezequiel Suárez haben sich beispielsweise einen *Espacio Aglutinador* geschaffen, einen “Verbindenden Raum”. Das ist der etwas befremdliche Name einer kleinen Galerie in einer Nebenstraße von Vedado, einem der besseren Viertel Havannas. Selbst wer vor der Nummer 602 in der 6. Straße steht, wird nicht vermuten, dass sich in dem alten, zweistöckigen Haus ein Hort der Kunst befindet. Der Besucher, der große, lichte Räume erwartet, muss über eine schmale Veranda gehen und tritt dann ins etwa 15 m² große Wohnzimmer eines beengten kubanischen Appartements. Sandra Ceballos und Ezequiel Suárez, beide Mitte Dreißig, haben es zur ersten Privatgalerie Kubas umfunktioniert und zwar deshalb, weil im März 1994 eine Ausstellung von Ezequiel Suárez in einer ganz in der Nähe liegenden, offiziellen Galerie bereits vor der Eröffnung zensiert wurde. “Sie wollten, dass ich sechs Bilder entferne, weil sie anscheinend die Verantwortlichen störten” – erzählt Ezequiel. “Ich sagte ihnen jedoch, dass entweder alle Bilder oder keine gezeigt würden, denn sie hatten zweifellos einen starken politischen Inhalt. Aber den akzeptierten sie nicht, also wurde die Ausstellung dort nicht gemacht.” Und Sandra fügt hinzu:

Das wollten wir nicht hinnehmen, also haben wir sie am vorgesehenen Tag hier veranstaltet, in unserer Wohnung, haben die wenigen Möbel, die wir besaßen, beiseitegeräumt und die Bilder mit Nägeln an den Wänden befestigt, denn sie waren noch nicht mal gerahmt.

Ezequiel Suárez hatte mit seinen sechs zensierten Bildern die Bürokratie attackiert, was auch andere getan haben. Nur war er dabei einen Schritt weiter gegangen und hatte das gesamte System abgelehnt: “*Socialismo abajo/ Nieder mit dem Sozialismus*” stand unübersehbar unter den sechs Arbeiten. Eine solche Aussage gilt in einem Land, dessen Regierung noch immer “Sozialismus oder Tod” propagiert, als Sakrileg. Sandra Ceballos ihrerseits hat sich in ihrem Werk feministischen Themen gewidmet und z.B. eine Serie von Objekten gestaltet, in deren Zentrum sich Menstruationsbinden aus unterschiedlichen Phasen der Periode befinden. Für ihr Gesamtwerk erhielt sie 1996 den Nationalpreis für Kunst, aber wohl nur deshalb, weil er erstmals von einem holländisch-spanischen Konzern gesponsert wurde und die Juroren nicht nur Kubaner waren. Denn als später eine größere Anzahl ihrer Arbeiten in einer offiziellen Galerie ausgestellt werden sollte – das war Bestandteil des Preises –, war diese meist geschlossen, weil angeblich die Lichtenanlage nicht funktionierte.

Aber sie ließen sich trotzdem nicht unterkriegen und schufen sich ihren eigenen Raum, eben diesen *Espacio Aglutinador*. Sie wollten damit die

“Verbindung” zur Gesellschaft wieder herstellen und präsentierte immer wieder eine Vielfalt kubanischer Künstler. Eines ihrer gewagtesten Unternehmen war die Ausstellung der *Gefängnis-Kunst* von Ángel Delgado. Er hatte 1990 während einer Vernissage mitten im Raum buchstäblich auf das Parteiorgan *Granma* geschissen. Nach diesem Akt der Provokation gegen jede Form von Zensur verlor er seine Arbeit als Kunstlehrer, schließlich wurde er sogar eingesperrt. Ein Schnellgericht verurteilte ihn unter Ausschluss der Öffentlichkeit zu sechs Monaten Haft – der Höchststrafe für “öffentlichen Skandal”, so die juristische Bezeichnung für sein Delikt. “Ich musste mit allen möglichen Leuten zusammensein, mit Typen, die gestohlen, gemordet, vergewaltigt hatten” – erinnert er sich, “die zu dreißig, achtundzwanzig, zwanzig Jahren Haft verurteilt waren und vor nichts mehr zurückschreckten.”

Tanks heißen bei den Kubanern die Gefängnisse. *Papiere aus dem Tank* hat deshalb der kubanische Kritiker Gerardo Mosquera die Zeichnungen genannt, die Delgado während seiner halbjährigen Haft anfertigen konnte. In einfachen Strichen hat er mit Kugelschreiber auf Schmierpapier realistisch festgehalten, was er gesehen hat: Folterungen und andere Formen der Gewalt unter Häftlingen, prügelnde Polizisten, einstürzende Dächer, Mord und Selbstmord – das bildhafte Tagebuch eines Infernos. Und dazu hieroglyphenähnliche Zeichen, die manchmal ein Wort ergeben, doch weitgehend abstrakt bleiben – eine Geheimsprache, die der Künstler im Gefängnis für sich erfand und die nur er deuten kann. Erst nach sechs Jahren vermochte er, Einblick in sein Werk zu geben.

Früher wusste ich nicht, wo ich so etwas ausstellen sollte. Dann bot sich diese Galerie als der einzige Ort an, wo ich so etwas tun kann. Aber es gibt noch immer Dinge, die ich nicht öffentlich zeigen kann, weil ich selbst mit all dem Leid, das ich erfahren habe, noch nicht fertig bin.

Der *Espacio Aglutinador* existiert am Rand der Legalität, weil es für solche Art von Privatinitiative keine rechtliche Grundlage und also auch keine Erlaubnis gibt. Er wird wohl deshalb geduldet, weil ihn nur ein kleiner Kreis von Eingeweihten kennt.

Lina de Feria

Ich fühle den Tod

Ich fühle den Tod
wie die eiserne Spirale
die bald von ihrem Gitter fällt
vom Salz des Meeres zerfressen
und dann
allein die Vorahnung
einer stummen Dame gleich
die eine Fabel treiben lässt
vom Wind auf dem Gehsteig fortgeweht
unvollendeter Spiegel dessen was nicht ist
die abwesende Nachbarin nicht
noch die sterbliche Mutter
einzig der unwiederbringliche Raum
der in die Leere schallt
wo kein Scharnier kein buntes Fenster bleibt
eine überlebende Baumkrone vielleicht
eine unbemerkte Sense
und über allem
der ferne Rauch der fahrenden Schiffe.

(Brovot/Schumann 1995: 85)

Schon früh – mit zwanzig Jahren – wurde Lina de Feria für ihre Gedichte in dem Band *Das Haus, das nicht existiert* ausgezeichnet. Damals – 1967 – brachte sie den Geist des Widerspruchs und eine intimistische Perspektive in die kubanische Lyrik ein, die in jener Aufbruch-Phase der Revolution weitgehend politisiert war. Später leitete sie den *Caimán Barbudo*, die wichtigste Literaturbeilage Kubas. Das ging jedoch nur eine Zeitlang gut. Nachdem sich 1970 der stalinistische Flügel in der Regierung durchgesetzt und eine Säuberungskampagne eingeleitet hatte, fiel ihr auch die Poetin und Redakteurin zum Opfer.

Sie stigmatisierten gewisse Künstler wegen ihrer politischen, religiösen oder homosexuellen Überzeugung und entfernten sie von ihrer Arbeitsstätte. Unter anderem auch mich, weil ich Gedichte von Heberto Padilla und Belkis Cuza Malé, seiner Frau, veröffentlichte und in einem Beitrag den verfeimten Gastón Baquero erwähnte. Zwei Jahre fand ich keine Arbeit, erhielt aber wenigstens eine monatliche Unterstützung. Dann durfte ich bei *Radio Enciclopedia Popular* eine belanglose Tätigkeit verrichten, genauso wie Manuel Díaz Martínez, der kaltgestellt wurde, weil er der Jury angehörte, die Padilla ausgezeichnet hatte. Das war alles schrecklich und schuf eine ganz bestimmte psychologische Disposition. Sie führte dazu, dass ich 1980 bei der Massenflucht in Mariel die Gewaltakte, die sie gegen die Fluchtwilligen veranstalteten, nicht ertragen konnte und einen öffentlichen Akt des Protestes vor der mexikanischen Botschaft unternahm. Er endete damit, dass sie mich für drei Jahre ins Gefängnis steckten.

Zwanzig Jahre dauerte insgesamt das Publikationsverbot für Lina de Feria. Ihre Gedichte konnten nur im Ausland, vor allem in Spanien und Frankreich, erscheinen. So blieb sie wenigstens im internationalen Gedächtnis präsent. Als nun Ende der 80er Jahre die Kulturfunktionäre allmählich damit begannen, die Exilliteratur, die sie lange ignoriert hatten, wieder zu beachten, fanden sie es wohl an der Zeit, auch den Opfern des Dogmatismus eine gewisse Wiedergutmachung angedeihen zu lassen. So durfte Lina de Feria 1991 endlich wieder einen Band mit Gedichten veröffentlichen. *Aus dem Hinterhalt der Jahre* nannte sie ihn und erhielt dafür sogar den Nationalpreis der Kritik. Trotz dieser Anerkennung und eines beachtlichen Verkaufserfolgs ließ man sie 1994 nicht nach Spanien reisen, um an einem Treffen kubanischer Schriftsteller des Exils und der Insel teilzunehmen. Das Stigma der Unbotmäßigkeit scheint ihr immer noch anzuhafeln und so dauern die Jahrzehnte ihrer Isolierung auf Kuba fort.

Wer einmal kaltgestellt ist, dem wird es schwergemacht, wieder Anschluss zu finden. Er gilt als ein zweifelhafter, ein "gesellschaftlich unzuverlässiger" Kandidat, der eine Grundversorgung erhält, solange er als ein "leichter Fall" eingestuft wird. Damit kann man aber nur schlecht leben und ist auf die Unterstützung von Verwandten und Freunden angewiesen. Als "schwerer Fall" ist der Betroffene ständiger Beobachtung ausgesetzt und völlig von der Hilfe anderer abhängig.

Raúl Rivero

Todessuite

Soeben sagt man mir, ich sei gestorben.
 Zwischen den Zeilen gab die offizielle Presse es bekannt.
 Ich dachte nicht, in diesem schönen *Fin-de-siècle*-
 Sommer schon zu sterben
 doch die Zeitungen in diesem Lande lügen nie.
 Also ist das Klopfen meines Herzens falsch
 der Pulsschlag und die Luft, die ich einatme.
 Die Erinnerungen, die ich habe, sind, sie müssen sein
 der letzte Fiebertraum, der Staat kann sich nicht irren
 nicht auf so flagrante Weise. [...]

(Brovot/Schumann 1995: 82)

Als Raúl Rivero dieses Gedicht schrieb, lagen mehr als drei Jahrzehnte Sozialismus in Kuba hinter ihm, eine Zeit, die er in seinen Versen oft besungen hatte. Er war das genaue Gegenteil von Lina de Feria: extrovertiert bis zum Exzess, linientreu aus Überzeugung, privilegiert als Schriftsteller und Journalist. Anfang der 80er Jahre beleidigte er im Suff einen hohen Kultur-

funktionär. Man stellte ihn daraufhin als Redakteur bei der Propaganda-Zeitschrift *Cuba Internacional* ab und schickte ihn später zu *Unión*, einem der beiden Organe des Schriftsteller-Verbandes UNEAC. Erst mit dem Zusammenbruch des Staatssozialismus begann bei ihm ein allmählicher Bewusstwerdungsprozess.

Meine gesamte Poesie ist sehr stark mit der Revolution verbunden gewesen. Ich habe sie gefeiert und all ihre Veränderungen aus meiner persönlichen Sicht literarisch begleitet. Ich bin mit meiner Dichtung für die Regierung eingetreten, weil ich von der Idee des Kommunismus zutiefst überzeugt war. Manchmal konnte ich noch nicht einmal meine kritischen Dichterfreunde in der Sowjetunion begreifen [...]. Ich habe blind geglaubt. Und dann hatte ich – ehrlich gesagt – Angst vor der Wahrheit. Ich wollte mich einfach nicht davon überzeugen lassen, dass das alles gescheitert war, denn das hieß ja, dreißig Jahre des Lebens verlieren [...]. Als mir aber immer klarer wurde, dass dieses System ein Desaster war, habe ich mich entschlossen, mich davon zu lösen.

1991 unterschrieb Raúl Rivero das “Manifest der Zehn”, einen offenen Brief, in dem zehn Schriftsteller und Journalisten Fidel Castro zu einem nationalen Dialog über die katastrophale Lage des Landes aufforderten. Es war eines der ersten Dokumente dieser Art, das im sozialistischen Kuba erschien, und es war das erste Mal, dass eine Gruppe von Kubanern öffentlichen Protest anmeldete. Bis dahin hatte es nur vereinzelte Formen des Aufbegehrens – wie die Aktion von Lina de Feria – gegeben. Alle Beteiligten waren sich des Risikos bewusst, denn sie kannten ihren Staat nur allzu gut. Auch hatten sie alle ihren Glauben an die Revolution längst verloren, nicht aber die Hoffnung, dass ihr verzweifelter Schritt in die Öffentlichkeit, ihr sachlicher Appell an die Verantwortung wenigstens eine allgemeine Debatte bewirkte. Doch sie mussten bald einsehen, dass ihr Glaube naiv war. Zunächst veranstalteten die Medien eine Verleumdungskampagne gegen sie, dann schlossen die Berufsverbände die Unterzeichner des Manifests aus, was gleichbedeutend mit dem Verlust der Arbeit war. Trotz der Repressalien verstärkten sie ihre Aktivitäten und schlossen sich unter Leitung der Poetin María Elena Cruz Varela zu der Oppositionsgruppe *Criterio Alternativo* (Alternativer Standpunkt) zusammen. Sie stellten sogar beim Innenministerium einen Antrag auf Zulassung, um nicht den Anschein der Illegalität zu erwecken. Doch das half ihnen nichts. Diesmal bekamen sie den versammelten “Volkszorn” zu spüren und zwar in Form eines sog. *Meeting de repudio*, einem in Kuba immer wieder praktizierten Akt der Ausgrenzung. Er richtete sich vor allem gegen María Elena Cruz Varela, den Kopf der Gruppe.

Drei mir bekannte Personen veranlassten mich, die Wohnungstür zu öffnen, sie gaben vor, mit mir reden zu wollen. [berichtet sie] Aber als ich aufmachte, stürzte eine Meute herein und schlug auf die Leute ein, die bei mir waren. Wir hatten gar keine politische Versammlung abgehalten, wie sie später behaupteten, es war bloß ein Treffen von Freunden. Sie zerrten mich an den Haaren die Treppe runter, stopften mir vor dem Haus Papiere in den Mund, ein paar von den Flugblättern, auf denen wir die Kubaner aufgerufen haben, sich uns anzuschließen, und die mit meinem Namen und meiner Anschrift versehen waren. Gerade das hat sie besonders empört, dass es jemand wagte, so etwas öffentlich zu verteilen, auf der Straße, die den Revolutionären gehörte, das waren sie nicht gewöhnt. Dann haben sie mich aufs Polizeirevier gebracht, wo mich zunächst ein Arzt untersuchte und mir eine Bescheinigung über die von den Schlägen verursachten Striemen ausstellte. Ein Polizeioffizier hat sich dann mit mir unterhalten und mir angedroht, dass sie für mein Leben nicht mehr garantieren könnten, wenn ich meine Aktivitäten fortsetzte, denn ich würde mit dem Feuer spielen, und das sei sehr gefährlich.

María Elena Cruz Varela sowie fast alle übrigen Mitglieder der Oppositionsgruppe wurden wenig später "wegen unerlaubter Versammlung" verhaftet und in Schnellverfahren zu Gefängnisstrafen zwischen einem und zwei Jahren verurteilt. Internationale Proteste blieben wirkungslos. Nach ihrer Freilassung blieben sie unter permanenter Beobachtung und erhielten keinerlei Arbeit. Als sie sich auszureisen entschlossen, wurden ihre Anträge zunächst immer wieder abgelehnt. María Elena Cruz Varela musste sich monatelang regelmäßig beim Staatssicherheitsdienst melden und über jeden ihrer Schritte Rechenschaft ablegen. Im Juni 1994 konnte die Dichterin Kuba endlich verlassen. Sie lebt heute in Madrid.

María Elena Cruz Varela

Das Urteil des Wassers

Der das Feuer wollte, setzte ins Wasser
 seine verschreckte Nusschale.
 Kopf gen Ost. Keine Antwort.
 Zahl gen West. Keine Antwort.
 Kopf. Zahl. Der Körper im Korb.
 Abwärts. Flussabwärts. Schwimmen. Schwimmen. Treiben.
 Verzweifelt der Puls. Die Gestik überstürzt. Und das Wasser.
 Das braune Wasser das Weidengeflecht zerreißend.
 Beim nächsten Stein kommen Fetzen zurück.
 Nutzlos jede Mühe. Es ist der Fluss, der befiehlt.
 Der Korb und der Körper im Korb. Abwärts.
 Flussabwärts. Gleiten. Fliehen. Und fiebern.
 Und nie wieder die Strömung herausfordern.
 Und nie wieder Hitze. Es ist das Wasser, das befiehlt.
 Das braune Wasser. Das grüne Wasser schnalzt zwischen den Fingern.
 Tang. Schlick. Schaum, wenn es sich am Flechtwerk bricht.

Das Wasser. Das Wasser und sein Unheil schwappen in den Korb.
Fern. Fern das Ufer. Es ist das Wasser, das befiehlt.

(Brovot/Schumann 1995: 71)

Als einziger der Gruppe der zehn Manifestanten konnte bis heute Raúl Rivero in Kuba bleiben. Er wollte nicht ausreisen, weil er es einfach nicht einsehen mochte, warum ausgerechnet er gehen soll und nicht die Verursacher des Debakels – wie er sagt. Er hat den Weg in die offene Dissidenz, die praktizierte Opposition eingeschlagen und im September 1995 mit *Cuba Press* ein “unabhängiges Pressebüro” aufgebaut. Es gelang ihm, alternative Nachrichten und kritische Berichte über die wirklichen Verhältnisse auf der Insel ins Ausland zu schicken. Von dort wurden sie dann über den Rundfunk wieder nach Kuba eingestrahlt. Sein Beispiel hatte Folgen, denn selbst in entlegenen Provinzen wurden ähnliche Versuche, eine bescheidene Gegenöffentlichkeit herzustellen, gewagt.

Die technischen Schwierigkeiten waren immens, denn der Staat beansprucht nicht nur das Meinungs-, sondern auch das Druckmonopol.

Wir könnten schon in einer der ausländischen Firmen, die es heute gibt, etwas drucken lassen, denn die verfügen über zahlreiche Vervielfältigungsgeräte. Aber wir dürfen noch nicht einmal für den internen Gebrauch ein Rundschreiben herstellen. Darauf steht eine Strafe von bis zu fünf Jahren Gefängnis “wegen feindlicher Propaganda” – wie es dann offiziell heißen würde. Wir dürfen auch keine Faxgeräte, elektronischen Schreibmaschinen oder Computer besitzen, denn wo sollten wir die herhaben? Ausländische Organisationen wollten uns das alles schenken, aber sie hätten sich damit strafbar gemacht, also habe ich sie um Schreibmaschinen aus den 50er Jahren gebeten, weil wir für die keinen Besitznachweis mehr erbringen müssen. Alles andere ist illegal. Und wir Dissidenten müssen uns vor gewöhnlichen Straftaten hüten, die sie uns gerne anhängen wollen, um uns einzusperren, wenn sie uns schon kein politisches Vergehen nachweisen können.

Sobald diese neue Form dissidenter Organisation ein sichtbares Ausmaß annahm, geriet sie ins Fadenkreuz des Staatssicherheitsapparats. Viele der Journalisten wurden bedroht, zeitweise verhaftet und mitunter ausgewiesen. Die Welle der Repression machte sie paradoxerweise auf der Insel erst bekannt. Mitte August 1997 war der Begründer des staatsunabhängigen Journalismus an der Reihe. Raúl Rivero wurde gleich in die Villa Marista, das Verhörzentrum des Staatssicherheitsdienstes, gebracht, nachdem in seiner Wohnung das gesamte Archiv, ein Fotoapparat, ein Kassettenrecorder, eine Schreibmaschine und sogar das Telefon konfisziert worden waren. Bei seiner Freilassung nach wenigen Tagen wurde er vor die Alternative gestellt,

entweder seine journalistische Tätigkeit zu beenden oder das Land zu verlassen. Wieder zog er es vor, in Kuba zu bleiben.

Es bedarf schon einer Portion Mut – oder Verzweiflung –, wenn Kubaner ihre Dissidenz in friedlicher Aktion äußern und sich z.B. mit Gleichgesinnten in Menschenrechtsgruppen zusammenschließen, der wichtigsten und ältesten Organisationsform der illegalen Opposition. Sie entstanden in der zweiten Hälfte der 70er Jahre als Folge der KSZE-Vereinbarungen von Helsinki. Zu ihren Initiatoren gehört Elizardo Sánchez, der einzige von ihnen, der bis heute in Kuba aushält:

Was in Kuba passiert, ist nichts Neues. Das Gleiche geschah in Osteuropa. In einem totalitären Regime neostalinistischen Zuschnitts ist das Entstehen von oppositionellen Massenorganisationen sehr schwierig. Deshalb sind kleine Gruppierungen nötig, Embryos, die in einem bestimmten Moment wachsen – wie in der Tschechoslowakei, Bulgarien oder Rumänien. Wenn man uns fragt, wie viel seid ihr, dann sagen wir immer: genauso viele wie Sacharow und die Handvoll seiner Mitarbeiter waren oder Vaclav Havel und die paar Dutzend Aktivisten. Wir sind die sichtbare Spitze des Eisbergs und repräsentieren die Ideale von Millionen Kubanern, der großen Mehrheit, die Veränderungen im Land wünscht, aber keine Veränderungen, die uns zurückwerfen, sondern die uns vorwärtsbringen.

Elizardo Sánchez ist – im Gegensatz zu manch anderem Menschenrechtsvertreter, vor allem des rechten Spektrums – ein glaubwürdiger Zeuge. Der heute 56-jährige wurde 1965 Professor für marxistische Philosophie und 1968 wegen mangelnder Linientreue aus dem Lehrkörper entfernt. Auf dem Weg in die Dissidenz organisierte er 1976 eine der ersten Menschenrechtsgruppen. Aus ihr ging 1987 die Organisation mit der etwas umständlichen, aber programmatischen Bezeichnung *Kubanische Kommission für Menschenrechte und nationale Versöhnung* hervor. 1991 schuf er die *Sozialdemokratische Strömung Kubas*, eine politische Plattform, keine Partei, denn die KP beharrt eisern auf ihrem Monopol. Er war eine der treibenden Kräfte, die im November 1995 zum ersten Mal den Zusammenschluss von mehr als hundert Dissidentengruppen unter dem Namen *Kubanisches Konzil* bewirkten. Wegen seiner oppositionellen Haltung gegenüber der Regierung Castro verbrachte er zwischen 1980 und 1992 insgesamt achteinhalb Jahre in kubanischen Gefängnissen. Auch danach wurde er oft bedroht, zusammengeschlagen und kurzfristig verhaftet. Im Dezember 1996 zeichnete die französische Regierung die *Kubanische Kommission für Menschenrechte und nationale Versöhnung* von Elizardo Sánchez mit ihrem Menschenrechtspreis aus. Sein wichtigstes Ziel der letzten Jahre war die strategische Einheit der

Dissidentengruppen, die sich endlich auf vier Punkte verständigen konnten, die er so zusammenfasst:

1. Der Übergang, den wir unterstützen, muss friedlich sein. Es gibt eine deutliche Ablehnung der Gewalt und besonders jeder Form von Terror.
2. fordern wir die Freilassung der politischen Häftlinge, eine bedingungslose Amnestie.
3. stimmen wir darin überein, dass der Übergang streng nach dem Gesetz erfolgen soll, also so ähnlich wie in Spanien oder Chile. Das heißt, die Veränderungen müssen eine rechtliche Basis haben. Und
4. verteidigen wir das Recht aller Kubaner, an den Entscheidungen über das Land mitzuwirken, wo immer sie sich befinden.

Ein Minimalkonsens gewiss, aber es war schwer genug, ihn zu erreichen, weil die reaktionären Kräfte des Exils in Miami bisher durch einen unveröhnlichen Konfrontationskurs jeden Zusammenschluss der zersplitterten Opposition in Kuba verhindert hatten. Nun haben sie erstmals gemeinsame Forderungen aufgestellt, die Frauen und Männer, die das *Concilio Cubano* tragen, von der Revolution desillusionierte Hausfrauen und Büroangestellte, Facharbeiter und Wissenschaftler, Katholiken und Protestanten, Journalisten und Künstler, ehemalige Mitglieder der Kommunistischen Partei und sogar ein "Held der Revolution" wie der 70-jährige Álvaro Prendes. Ihm gelang es 1961 als Jagdflieger während der US-amerikanischen Invasion in der Schweinebucht, mit einer uralten Militärmaschine vier hochmoderne Düsenjäger abzuschießen. Der Fliegeroberst quittierte 1978 den Dienst, um sich ganz der Literatur zu widmen, denn er war mit seinen Memoiren zu einem Erfolgsautor geworden. Als er 1992 sah, dass die Regierung das Land in eine ausweglose Krise steuerte, wandte er sich in einem offenen Brief an Fidel Castro und forderte einen nationalen Dialog und wirtschaftliche Öffnung.

Das war ein allmählicher Prozess, der durch die Perestroika und den Zusammenbruch Ostdeutschlands eingeleitet wurde und schließlich durch die aktuelle Entwicklung hier im Land, durch die unsere moralischen Werte verloren zu gehen drohen. Das hat mich veranlasst, diesen Brief an den Oberkommandierenden Fidel Castro zu schicken. Darin hat mich die "Sozialdemokratische Bewegung" von Elizardo Sánchez unterstützt. Ich gehöre ihr nicht an, aber ich sympathisiere mit einigen ihrer Mitglieder, weil sie ähnliche Ideen wie ich haben [...]. Eines der Motive meines Briefes bestand darin, die soziale Gerechtigkeit, die wir in mehr als dreißig Jahren des Kampfes errungen haben, aufrecht zu erhalten und weiter zu vervollkommen.

Ein "Held der Revolution" will die Errungenschaften dieser Revolution in die Zukunft gerettet sehen. Weil er dabei jedoch den Dienstweg nicht einhielt und sich sogar in einen Dissidenten, einen Abtrünnigen verwandelte, hat ihn die Armee ausgestoßen, ihm alle Auszeichnungen aberkannt, die

Rente gestrichen und das Haus, das er für seine Verdienste erhalten hatte, weggenommen. Dabei hatte er noch Glück: Wegen einer lebensnotwendigen Herzoperation ließ man ihn und seine Frau nach Miami ausreisen.

Dem Parteimitglied Vladimiro Roca erging es schlechter. Er ist der etwas aufmüpfige Sohn von Blas Roca, einem der einflussreichsten Spitzenfunktionäre der Kommunistischen Partei. Bis zum Tod seines Vaters Ende der 80er Jahre konnte er es sich leisten, auf den wachsenden Unterschied zwischen Theorie und Regierungspraxis zu verweisen und für eine effizientere Form von Sozialismus in Kuba zu streiten. Dann wurde es ihm allerdings zunehmend schwerer gemacht, seine undogmatische Position zu vertreten:

Ich habe mich sehr mit dem Denken Gorbatschows identifiziert. Warum gab es überhaupt Repression? Und warum verbarg man das alles? Warum gab es keine Informationsfreiheit? Warum sollte man nicht über das Gute wie über das Schlechte berichten, wenn es zumal mehr Schlechtes als Gutes gab? Mit dieser Politik der Perestroika habe ich mich sehr angefreundet und sah zugleich, wie sich die Regierung immer weiter davon entfernte, sie schließlich völlig ablehnte [...] und mit Hilfe ihres totalitären Wirtschaftsprojekts die Kontrolle über das Volk verstärkte, es völlig davon abhängig machte, was die Regierung bestimmte. Man hat mich z.B. aus meiner Arbeitsstelle rausgeschmissen, aber es war für mich praktisch unmöglich, eine neue Arbeit zu erhalten, denn der einzige Arbeitgeber ist der Staat, die Regierung.

Und die Regierung kontrolliert auch, welcher Kubaner bei den ausländischen Firmen auf der Insel arbeiten darf. Für den Dissidenten mit dem berühmten Vater gibt es keine Chance mehr, seit er sich für die *Sozialdemokratische Bewegung Kubas* entschieden hat. Der Wirtschaftsexperte wurde aus dem staatlichen "Komitee für wirtschaftliche Zusammenarbeit" entfernt und aus der Partei ausgeschlossen. 1997 gründete er zusammen mit Marta Beatriz Roque, Félix Bonne Carcassés und René Gómez Manzano den *Grupo de Trabajo de la Disidencia Interna* (Arbeitsgruppe der inneren Dissidenz). Sie führten eine kritische Analyse des Grundlagenpapiers der KP für den Parteitag im Oktober 1977 durch und kamen darin zu einem vernichtenden Ergebnis über die Regierungspolitik. Nachdem sie dieses Dokument der Auslandspresse in Havanna vorgestellt hatten, wurden sie "wegen konterrevolutionärer Aktivitäten" verhaftet und 18 Monate später zu Haftstrafen verurteilt: Roca zu fünf Jahren Gefängnis, Manzano und Carcassés zu vier, Roque zu dreieinhalb Jahren. Internationale Proteste halfen ihnen ebenso wenig wie die Intervention des Papstes. Rocas Name wurde ausdrücklich von der Liste der freizulassenden Häftlinge gestrichen. Im Frühjahr 2000 wurden alle vorzeitig und unter Auflagen freigelassen – mit Ausnahme von Vladimir Roca.

Dissident in Kuba: das Normen verletzende Verhalten hat in der Notlage der 90er Jahre stark zugenommen. Auch haben die Organisationen Zulauf erhalten, trotz der damit verbundenen Gefährdungen für jeden Einzelnen. Die Dissidentenbewegung ist zu einem Störfaktor in einem verunsicherten System geworden. Sie ist jedoch noch weit davon entfernt, ein Unruhepotential zu sein oder sich gar als eine ernstzunehmende Opposition zu formieren. Für viele an den Rand des Regimes Gedrängte hat sie therapeutische Qualität. Und für ein postrevolutionäres Kuba kann sie als Keimzelle einer künftigen Bürgergesellschaft gelten – jenes Rechtsstaats, von dem Pedro Luis Ferrer singt: “einem Staat des ganzen Volks, mit ideologischer Vielfalt, einer Wirtschaft, in der Arbeiter und Bauern ihre Phantasie frei entfalten können und auch für alle anderen ein Höchstmaß an Freiheit besteht, ein pluralistisches Projekt in einem Staat für das ganze Volk”.

Literaturverzeichnis

- Brovot, Thomas/Schumann, Peter B. (Hrsg.) (1995): *Der Morgen ist die letzte Flucht. Kubanische Literatur zwischen den Zeiten*. Berlin: Edition Diá.
- Díaz, Jesús (1990): *Die Initialen der Erde*. Übersetzt von Wilfried Böhringer. München: Piper Verlag.
- Hoffmann, Bert (Hrsg.) (1994): *Wirtschaftsreformen in Kuba. Konturen einer Debatte*. Frankfurt/M.: Vervuert.
- (2000): *Kuba*. München: Verlag C. H. Beck.
- Padilla, Heberto (1971): *Außerhalb des Spiels. Gedichte*. Übersetzt von Günter Maschke. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag.
- Schumann, Peter B. (1998): “*Es ist das Wasser, das befiehlt.*” *Dissident in Kuba*. Köln: Deutschlandfunk, 14.4.1998.